

Deutschen Rundschau

Nr. 217. Bromberg, den 22. September 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

(6. Fortsetzung.) —

Es gibt kaum ein Symptom, aus dem man das Verhältnis von Kindern zu ihren Eltern besser zu erkennen vermag als den Titel, mit dem sie ihre Erzeuger belegen.

Lilith Walrond pflegte ihren Vater nie anders zu nennen als „der Chef". — Es läßt sich aus dieser Gewohnheit zweifellos eine gewisse Hochachtung vor dessen geschäftlichen Fähigkeiten, weniger eine herzliche Neigung der Tochter dem Vater gegenüber folgern. Das hatte wohl nicht zuletzt seinen Grund darin, daß Waldemar Walrond seit dem Tode seiner Frau infolge seiner außerordentlichen geschäftlichen Inanspruchnahme die Erziehung und Beaufsichtigung seiner einzigen Tochter in die Hände von deutschen, französischen und englischen Gesellschafterinnen gelegt hatte.

Als vor einigen Monaten Mademoiselle Ida Calame, die lebhafte kleine Französin, mit dem Interesse ihrer Rasse für solche Dinge, Herrn Walrond pflichtgemäß darauf aufmerksam gemacht hatte, daß Mademoiselle Lilith, deren Betreuung ihr oblag, gelegentlich einer Cocktailparty im Hause Schwab, bemerkenswertes Interesse bei dem Sohn des Hauses gefunden und auch erwidert habe, hatte der Chef der Walrond-AG. aufgehorcht.

Schwab war für ihn nicht nur ein Name. Schwab war eine Macht. Eine Macht, die in Zahlen umgesetzt, in seinen Bilanzen den weitaus größten Teil der Kreditorenseite einnahm.

Die Crêpe de Chines, die Foulards, die Gabardines und Ripse, die, mit dem „S. u. G." der Firma Schwab und Gerlach versehen, ihren Weg um den ganzen Erdball machten, hatten seit Jahren Eingang in die Lagerräume der Walrond-AG. gefunden, und die Fabrikate fast aller anderen Firmen durch Qualität und Preiswürdigkeit aus dem Felde geschlagen. Ja, mehr als das. Schwab u. Gerlach nahm heute unter den Stoffabriken etwa dieselbe Stellung ein, wie Walrond unter den Konfektionsfirmen. Man kam ohne ihre Ware unweigerlich ins Hintertreffen. Die Kundschaft verlangte das S. u. G. auf den Stoffballen zu sehen, ehe sie kaufte. Schwab u. Gerlach war im Alleinbesitz verschiedener Patente zur Herstellung jener hervorragenden Kunstseidenstoffe, die sich durch ihr bestechendes „Gesicht", ihre Haltbarkeit und unverhältnismäßige Billigkeit mehr und mehr den Weltmarkt eroberten und die echten Seidenstoffe verdrängten.

Es war nicht eine Idee die dem Augenblick entsprang, sondern die Möglichkeit, einen lange angestrebten Plan zu verwirklichen, der Waldemar Walrond aufhorchen ließ, als er den Namen seiner Tochter in Verbindung mit dem Erwin Schwabs nennen hörte. Schon immer hatte er auf eine Verschmelzung mit dem Webereikonzern hingearbeitet. Natürlich gab es keinen günstigeren Weg zu einer Interessengemeinschaft mit Schwab, der Alleinbesitzer der Firma war, als den über eine Personalunion der beiden Häuser. Die Methode, deren sich früher regierende Fürsten zu unblutigen Vergrößerungen ihrer Macht bedient hatten, hatte bei den führenden Industriellen längst Schule gemacht. Und wenn der alte Walrond seine Tochter auch nie zu etwas gezwungen hätte, was ihr widerstrebte — warum sollte man vorhandenes Interesse der Kinder nicht pflegen, es zur Neigung werden lassen und schließlich mit einer Bindung krönen.

Walrond dankte Mademoiselle Ida Calame für ihren Wink und — kündigte ihr einige Tage später. Nicht ohne ihr eine neue Stellung besorgt zu haben, denn sie konnte ja schließlich nichts dafür, daß er eine Angelegenheit persönlich in die Hand nahm, die für ihn von größerer Wichtigkeit werden konnte als alle Transaktionen der letzten Jahre.

Eine Verbindung mit den ausgedehnten Spinnereien und Webereien von Schwab u. Gerlach bedeutete für ihn letzte Notwendigkeit für die Aufrechterhaltung seines Riesenbetriebes in einer Zeit, die mit ihren unaufhörlichen Wirtschaftskrisen und drückenden Angaben eine übernormale Rentabilität verlangte. Erst wenn die Maschinen und Färbereien von Schwab u. Gerlach für Walrond, und nur für Walrond arbeiteten, konnte er das Riesenschiff, das er gebaut hatte, ruhig und sicher durch die unzähligen Klippen steuern, die es trotz seiner Größe bedrohten. Erst dann brauchte er nicht mehr zu zittern, daß ihm eine schlechte Saison oder eine falsche Disposition zu nervenaufreibendem Herumlavieren zwang, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, Versäumtes einzuholen. Denn er würde durch den Zusammenschluß mit Schwab & Gerlach in der Lage sein, mit unerhörter Wendigkeit jedem kleinsten Nicken der launischen Frau Mode zu folgen, und innerhalb von Tagen, Stunden seine Fabrikation auf den „dernier cri" umzustellen. — Er würde noch schneller, noch billiger liefern. Er würde Paris und Wien überflügeln — —

VII.

„Bitte nimm Platz", sagte Waldemar Walrond zu seiner Tochter.

Lilith ließ sich in einem der tiefen kühlen Ledersessel des Shephard-Appartements sinken, ohne den Vater anzusehen.

Sie wußte, daß jetzt der Chef mit ihr verhandeln wollte. Es fehlt nur, daß er mir eine Zigarre anbietet, dachte sie mit leiser Erbitterung. Sagte ein Vater zu seiner Tochter: Bitte nimm Platz?

„Mein liebes Kind", begann Waldemar Walrond, „was ich dir jetzt sage, enthält keinen Vorwurf, wenn es vielleicht auch so klingen mag. Ich will nur etwas klarstellen, denn du weißt, ich liebe das Verschwommene, das Ungeordnete nicht."

Registraturmappe „L", mußte Lilith denken. Ich bin bereits eingeordnet. Neben mir steht die Mappe „E" — E wie Erwin.

„Ich könnte zu dir sagen", fuhr der Chef fort, „es schickt sich nicht für Lilith Walrond, abends aus dem Hotel fortzugehen und eine mysteriöse Ägypterin zu besuchen, deren Gatte verreist ist. Ich könnte dir sagen, dieser Verkehr

paßt mir nicht. Ich könnte dir sagen, ich finde es merkwürdig, daß du dich seither um den jungen Schwab so wenig kümmerst, der sich uns auf dieser Reise angeschlossen hat, weil ich ihn dir zu Liebe dazu aufgefordert habe — ich bilde mir das jedenfalls bis jetzt ein. Ich könnte dir ferner sagen, daß nicht ich allein dein Verhalten merkwürdig finde. Daß mich auch Erwin Schwab, der ein ebenso sympathischer wie energischer junger Mann ist, heute darauf aufmerksam gemacht hat, daß du ihm gegenüber wie ausgewechselt bist, seit er dich im Heliopolis mit einem blonden Jüngling hat tanzen sehen. Daß er mir mit einer Offenheit, die ich sehr an ihm schätze, zu verstehen gab, ihm sei an einer Weiterreise mit uns nicht allzu viel gelegen, wenn du ihn weiterhin als Luft betrachtest.

Aus all dem könnte ich dir einen Vorwurf machen.

Ich halte aber von dieser Methode nicht viel. Sie würde zu Mißverständnissen und falschen Entschlüssen führen.

Ich wünsche nur, daß du weißt, was du tust und was du unterläßt. Ich muß da etwas richtigstellen, denn ich will ganz offen zu dir sprechen. Wie ein — —"

„Chef zu seinem Prokuristen", ergänzte Lilith kalt.

Walrond stockte einen Augenblick.

Er hatte sagen wollen „wie ein Vater mit seiner Tochter", fand aber, daß Liliths Vergleich eher zu dem paßte, was er so offen aussprechen wollte.

Aber um so besser.

Hier saß ein aufgewecktes erwachsenes Mädel. Sie war seine Tochter. Warum sollte sie nicht seine Verbündete werden? Gab es etwas Schöneres? Sentimentalitäten waren für den Augenblick geschaffen. Sie taugten nicht für längere Bindung. Weder für einen Konzern noch für eine Ehe.

„Also, lieber Prokurist Lilith — seien wir offen: ich habe Herrn Erwin Schwab nicht aufgefordert, sich uns anzuschließen, um meine Tochter etwas zu zerstreuen, sondern weil ich mir von eurer Annäherung in Berlin etwas Bestimmtes versprach." —

So wollte Herr Walrond sagen.

Aber er kam nicht dazu.

Lilith war langsam mit einem sehr bleichen Gesicht aufgestanden. Sie ging zu dem kleinen Tischchen mit der Glasplatte, auf dem das elegante weiße Telephon stand und nahm den Hörer ab. „Bitte, ich möchte Zimmer 47", hörte sie sich sagen.

Nach einer Weile kam ihre Stimme aus der Muschel wieder zurück — merkwürdig, es schien wirklich dieselbe, leidenschaftslose Stimme zu sein, die sagte: „Es meldet sich niemand auf 47."

„Dann geben Sie mir bitte die Hall — — ja, bitte — ist Herr Schwab unten — Herr Erwin Schwab aus Berlin?"

Das helle Organ des Boys, das den Namen ausrief, verhallte im Hörer — — „Herr Schwab aus Berlin — — Herr Schwab aus Berlin —."

Leila hat recht, dachte Lilith — warum nicht Herr Schwab aus Berlin? Ein ebenso sympathischer wie energischer junger Mann. Man wird das Leben führen, das einem als Lilith Walrond zukommt. Mektûb, sagte man hierzulande — der Engländer nannte das: Make the best of it! — Das Leben bestand nicht aus lauter Epos. Man mußte auch mit dem Rest fertig werden.

Das jetzt war noch leichter, als den alten Mann hier länger mitanzuhören, der immer sagte, ich könnte, aber ich tue es nicht. Der auf einen rechnete und sich vor der Verantwortung drückte.

Konnte Erwin ihr fremder sein als dieser Mann, den sie den Chef nannte.

„Hallo — —!" Erwins Stimme kam jetzt aus dem Hörer — eine sympathische und energische Stimme.

„Lieber Erwin", sagte Lilith, und ihre gespreizten Finger saugten sich auf der Glasplatte fest, „ich muß dich einen Augenblick sprechen. Bist du allein?" — — — Sehr gut, ich bin sofort unten."

Lilith hängte an und wandte sich jetzt zum erstenmal ihrem Vater zu. — Sie blickte in ein verständnisloses Gesicht.

Wie überlegen man sich fühlt, dachte sie, wenn man weiß, was man will.

Ihr tat plötzlich der Mann leid, vor dem sie stand. Sie sah, daß er graue Schläfen hatte und daß seine Pupillen ängstlich hin und her gingen, weil er nicht begriff. Ihr kam in den Sinn, daß er jetzt nicht einmal wußte, wovor er sich fürchtete.

„Du mußt mich entschuldigen", sagte sie behutsam. „Ich weiß alles, was du mir sagen wolltest — alles. Du hast es mir oft genug angedeutet. Nur — ich muß mich jetzt beeilen."

Sie ging schnell aus dem Zimmer.

Warum muß sie sich beeilen, grübelte Waldemar Walrond, als sich die Tür hinter Lilith schloß. Sie hätte mich anhören sollen. Es wäre jetzt noch Zeit gewesen, diesen jungen Mann nach Hause zu schicken.

Ich brauche die Verschmelzung mit Schwab & Gerlach nicht — ich brauche sie nicht! — —

*

„Mein Lieber", sagte unten in der Halle Lilith zu einem schwarzhaarigen jungen Menschen, der sich artig erhoben hatte. „Du hast dich beim Chef über mich beschwert — nein, nein, entschuldige dich bitte nicht, es war sehr begreiflich, daß du es tatest, dir fehlte eben eine Gelegenheit, dich mit mir über etwas auszusprechen, was dich störte, und da du nicht der Mann bist, der seine Tage gern nutzlos verstreichen läßt, bist du zum Chef gegangen und hast ihm ein Ultimatum gestellt."

„Wollen wir uns nicht hinsetzen?" fragte Erwin Schwab aus Verlegenheit. Er hatte einen roten Kopf bekommen, der ihm recht gut stand. Sein etwas zu volles Gesicht mit dem gut sitzenden randlosen Kneifer bekam dadurch etwas Jungenhaftes.

„Also", fuhr Lilith fort, als sie sich an dem kleinen Tisch gegenübersaßen, „ich nehme das Ultimatum an."

„Was ist das für ein scheußliches Wort: Ultimatum", fuhr Erwin auf. Er hatte sich eine Aussprache über ihre Zukunft etwas anders vorgestellt

„Der blonde Jüngling, der dich störte, existiert nicht mehr — für mich", sagte das Mädchen unbeirrt. „Er existiert nicht mehr, hörst du, Erwin, und ich bitte dich um Entschuldigung, wenn ich dich in den letzten Tagen vernachlässigt habe. Genügt dir das?"

Erwin war peinlich berührt.

Wie alle Männer, die lieber um die Frau, die sie lieben, kämpfen, als um sie zu werben, war er verwirrt, als er sah, daß es nichts mehr zu kämpfen gab.

Er hatte sich bei dem Gespräch mit dem alten Walrond sehr wohl gefühlt, denn er war sich der Trümpfe bewußt, die er als Schwab junior in Händen hatte. Jetzt, da er dem Mädchen gegenübersaß, in das er sich in Berlin verliebt hatte, jetzt, da ihn dieses Mädchen mit einer Demut, die Hochachtung war, um Verzeihung bat, wußte er, daß seine Trümpfe verspielt waren.

Er konnte Lilith Walrond heiraten, er konnte sie besitzen, aber es würde unendlich schwer sein, ihre Liebe zu erringen. Und daß er das mußte, fühlte er mit jeder Sekunde mehr, da er sie ansah. Diese Frau heiratete man nicht, nur um sich mit ihr sehen zu lassen.

Aber Erwin Schwab hatte gelernt zu bluffen, wenn er keine Trümpfe mehr in der Hand hatte. Man durfte nicht zeigen, daß man sich seines leichten Sieges schämte. Man mußte jede Chance, die sich bot, ausnutzen. Vorläufig hatte man noch zu fordern. Später — würde man weitersehen.

Erwin bemühte sich, so kühl wie möglich zu sprechen und seinem Gesicht den Ausdruck jener Überlegenheit zu geben, die er soeben verloren hatte.

„Ich wünsche nicht, meine Liebe, daß du dich bei mir entschuldigst. Das erniedrigt dich und mich." Der Klang seiner eigenen Stimme gab ihm seinen alten unbeschwerten Zynismus wieder. „Es tut mir jetzt leid, daß ich mit deinem Vater gesprochen habe, anstatt mit dir. Schließlich will ich ja nicht deinen Vater heiraten, sondern dich. Und es nützt mir wenig, wenn du dich in seinem Auftrage bei mir entschuldigst."

Lilith traten fast die Tränen in die Augen. — Weshalb machte man es ihr so schwer? War es noch nicht genug, daß sie sich bei ihm entschuldigte? Wie lange würde sie denn den Entschluß, Erwins Frau zu werden, noch festhalten können, der weiter nichts war als eine Abwehr gegen das

Ausgeliefertsein an ihre hoffnungslose Liebe zu einem andern.

„Ich handle nicht im Auftrage meines Vaters", sagte sie gequält.

Erwin fuhr auf. „Das ist doch nicht wahr! Du hast doch eben mit deinem alten Herrn gesprochen."

Sie blickte starr an ihm vorbei.

„Ich kann es dir natürlich nicht beweisen, mein Lieber. Aber ich bin von selbst zu dir gekommen, und du beleidigst mich seit fünf Minuten unausgesetzt. Du könntest mich genug kennen, um zu wissen, daß der Chef eher das Gegenteil bei mir erreicht hätte."

„Du mußt entschuldigen", sagte Erwin und sah auf seine makellosen Fingernägel, „aber die Frage war natürlich fix mich sehr interessant."

„Welche Frage?"

„Die Frage, von wem ich das Jawort bekomme. Von dir oder von deinem Vater."

Lilith kämpfte mit aller Wucht gegen den Wunsch an, hinauszurennen und diesen Jungen einfach hier sitzenzulassen.

Es war entsetzlich demütigend. Er rechnete auf sie wie auf eine bestellte Ware.

Aber es war immer noch besser, als wenn er sie gefragt hätte, ob sie ihn liebe.

„Komm", sagte Erwin und erhob sich.

Lilith bemerkte jetzt erst, daß sie in der prunkvollen Halle eines internationalen Hotels gesessen und in Gegenwart von hundert fremden Menschen die wichtigsten und intimsten Dinge ihres Lebens besprochen hatten.

„Wohin gehen wir?" fragte sie.

„Es gibt hier im Shephard einen sehr ordentlichen Juwelier", sagte Erwin. „Du siehst, die Hotelverwaltung hat für alles vorgesorgt. — Sogar für plötzliche Verlobungen!" — —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zweikampf in der Wildnis.

Jagdskizze von **Rudolf de Haas.**

Auf dem Marsch durch die wasserarme Matumbati-Steppe zeigten sich mit einem Male in dem Nashornwechsel Eindrücke, als ob jemand Schöpfeimer hintereinander hingestellt habe.

„Schau, Herr, der Elefant ist hier des Weges gekommen!" rief der schwarze Musa erstaunt aus.

„Wahrhaftig, wir haben seine Fährte wieder", frohlockte der Jäger. „Er hat dasselbe Ziel wie wir, die Wasserstelle."

„Daß wir die Wasserstelle jetzt finden, ist sicher", sagte der Schwarze aufatmend. „Ich hätte es nicht lange mehr ausgehalten."

Gegen neun Uhr kamen die beiden Wanderer in einer bergigen Gegend an eine Felswand, die der Jäger als die gesuchte Stelle erkannte. Sie bogen um einen alleinstehenden Kegel und sahen plötzlich einen Bergspalt, aus dem ein lebendiger Bach sprudelte. Es war das Wasser Tira Tira, das Ziel ihrer Sehnsucht.

„Sieh nur, Musa, der Elefant hat seinen Durst schon vor uns gelöscht!" rief der Jäger und wies auf die Riesenfährte. „Na, wer weiß, am Ende holen wir ihn noch ein. Vorläufig wollen wir aber hier eine Tasse Kaffee kochen und uns erst einmal gründlich erholen. Los, Musa, hole Reisig! Trinke nicht zu viel Wasser, du bekommst gleich Kaffee von mir." —

Der Jäger saß noch bei seiner heißgeliebten Tasse und plauderte aufgeräumt mit seinem Gefährten. Mit einem Male hielt er mitten im Gespräch inne und lauschte. Auch Musa war ganz Ohr.

Was kann das nur sein? dachte der Weiße. Sie waren mitten in den wilden Matumbatibergen, wo außer ihnen beiden weit und breit kein Mensch sein konnte. Doch war es ihm eben so gewesen, als ob Leute geräuschvoll angekommen wären.

Im nächsten Augenblick drangen lauter Lärm und wildes Toben an ihr Ohr. Es mußte mehr oberhalb sein, doch gar nicht sehr weit entfernt.

Es wird der Elefant sein, dachte der Jäger, griff nach seiner Büchse und schlich behutsam dorthin, von woher das Getöse kam. Musa folgte nach. Auf allen Vieren schlängelten sie sich hinter einen mächtigen Felsblock, der oben auf dem Kamm stand und vorzüglichen Schutz gegen Sicht bot. Mühsam unterdrückten beide einen lauten Aufschrei der Überraschung.

Zwanzig Meter vor ihnen, auf einer völlig freien Sandfläche, einer natürlichen Arena, wie sie keine Menschenhand besser hätte aufbauen können, kämpften zwei riesige Nashornbullen miteinander auf Tod und Leben. Der weite Platz ringsum wies die Spuren ihres Zweikampfes auf, hier und da war der aufgewühlte und zerstampfte, mit Losung bedeckte Grund gefärbt. Eben verschwanden die wutentbrannt miteinander ringenden Ungeheuer halb in einer aufgewirbelten Staubwolke. Mit wildem Krach und Getöse fuhren sie aufeinander los, daß Musa, wie der Jäger mit einem flüchtigen Blick sah, sich trotz seines anerkannten Mutes grünlich verfärbte.

Plötzlich liefen die grauen Riesen etwa einen Meter auseinander, musterten sich mit falschen Blicken in tödlichem Haß, bliesen giftig aus den Windfängen und nickten mit den fürchterlichen Köpfen in wildem Kampfestrutz. Jetzt erst sah man, wie beiden der rote Lebenssaft aus Kopf, Brust und Schultern rann, wie sie sich wechselseitig mit den schrecklichen Hörnern zerfetzt und zu immer wilderer Raserei angestachelt hatten.

Mit einem Male fuhren sie wieder blitzschnell aufeinander los und begannen, sich aufs neue mit den Hörnern zu stoßen und zu verwunden, wobei immer eins das andere hinter dem Blatt tödlich zu treffen trachtete. Wieder ging eine Staubwolke hoch. Rings im Kreise spritzte die Losung. Nachdem sie so ein paar Minuten gegeneinander gewütet hatten, brachen sie ab und gingen in ihre alte Kampfstellung zurück, fauchten und scharrten den Sand hoch. Dann begann der Kampf aufs neue.

Aber die klaffenden Risse und Schlitze, die sie einander beibrachten, waren für diese Ungetüme scheinbar nichts anderes, als was Hautabschürfungen für den Menschen bedeuten. Der Jäger beschloß, eine entscheidende Wendung herbeizuführen. Er nahm den einen der beiden Gegner langsam aufs Korn und ließ fliegen.

Eine der erfahrungsgemäß tödlichen Stellen liegt hinter den Gehören. Diese hatte er auffitzen lassen, um den Zweikampf auf der Stelle zu beenden und sich die Beute zu sichern. Wie sich aber später herausstellte, war er zu weit nach hinten abgekommen und hatte die erhoffte Wirkung nicht erzielt.

So wenig wie die beiden Gegner vorher die Anwesenheit des Menschen gewittert hatten, ahnten sie jetzt, wo der Schuß fiel, die Nähe des Todfeindes. Das getroffene Ungetüm war jedenfalls in dem Glauben, von seinem Widersacher einen vernichtenden Stoß erhalten zu haben. Es sprang von dem Gegner zurück und ging in voller Fahrt ab.

„Wehe dem Besiegten!" Der aller Kreatur von grauen Schöpfungstagen her im Blute liegende Instinkt trieb das zweite Nashorn an, den fliehenden Feind zu verfolgen und wenn möglich zu vernichten. In Gedankenschnelle hatte es den Gegner eingeholt, stieß ihm das Horn in die Weichteile zwischen den Hinterläufen hinein und schleuderte die Keulen des ausreißenden Ungeheuers in die Höhe. Es war das Bild des Stiers in der Arena zu Sevilla, der das unglückliche Pferd des Picador vernichtet.

Die Beobachter glaubten, das Drama sei zu Ende, aber das hinten hochgeschleuderte Nashorn machte entschlossen kehrt und stellte sich wieder zum Kampfe. Das Duell nahm in der alten Art seinen Fortgang.

Die beiden Widersacher waren inzwischen etwa vierzig Meter von ihrem Turnierplatz abgekommen. Bei der Schnelligkeit der Bewegungen zweifelte der Jäger, auf sechzig Meter einen tödlichen Schuß anbringen zu können. Im Schutze der Dornbüsche pirschte er sich unter dem Winde bis auf dreißig Meter an die Duellanten heran. Er nahm das unverletzte Nashorn aufs Korn und brachte einen guten Blattschuß an.

Die Wirkung war zunächst dieselbe wie nach dem ersten Schuß. Das eben getroffene Stück ging in rasender Flucht

ab, verfolgt von dem zuerst angeschweißten. So kamen sie in wilder Fahrt dicht an dem Schützen vorüber. Dieser benutzte die günstige Gelegenheit und trug dem Verfolger eine zweite Kugel an, nunmehr sachgemäß aufs Blatt.

Zum größten Erstaunen der beiden Beobachter liefen die Duellanten trotzdem noch in derselben Reihenfolge hintereinander weiter. In einer mächtigen Staubwolke verschwanden sie hinter einer Höhe.

„Diesmal sind sie mir nicht entkommen, Musa; sie haben für den Rest ihres Lebens genug. Komm, laß uns folgen!" —

„In der Tat, Herr, hier liegt schon das eine", rief der Schwarze bald darauf, als sie etwa hundert Meter zurückgelegt hatten. Sofort nahmen sie die zweite Fährte auf. Einhunderachtzig Meter weiter fanden sie auch das andere Nashorn verendet vor.

Ehe sie die Hörner ablösten, besichtigten sie eingehend die Wunden des Zweikampfes. Merkwürdigerweise waren die Lichter der beiden Widersacher unverletzt geblieben; aber ringsherum, überall am Halse, an den Schultern und hinter dem Blatt hing die Haut in Lappen am Leibe herunter, ganze Stücke Fleisch baumelten in Klumpen an der Seite, besonders die Blattpartie sah fürchterlich aus. Keine der Wunden, die sie sich selbst beigebracht hatten, war tödlich; ohne das Eingreifen des Menschen wären beide Kämpfer höchstwahrscheinlich mit dem Leben davongekommen.

Das Halsband.

Historische Skizze von **Hans-Eberhard v. Besser.**

Lambert von Oer, der Kommandant zu Münster, ritt mit seiner Tochter durch den jungen Tag. Die silbernen Beschläge des Sattelzeuges flimmerten blank in der Sonne. Stolz sah der Vater auf die bildhübsche Tochter, die gut im Sattel saß und deren kastanienbraunes Haar in weicher Fülle unter dem roten Federhut hervorquoll. Da klirrte es plötzlich, der Falbe der jungen Reiterin hatte einen Huf verloren. Rasch ging es zur nächsten Schmiede. Bald hatte man sie, angelockt durch das helltönige: „Pink — Pink!", in dem kleinen Dorfe erreicht. Ein hünenhafter, blonder Mann, das Antlitz rußverdüstert, trat aus dem Lohschein des Feuers den Ankömmlingen entgegen. Er machte sich sofort an die Arbeit, doch während er das Pferd beschlug, streifte sein Blick dann und wann die junge, anmutige Reiterin. Diese sah den geschickten Händen des muskulösen Dorfschmiedes heiter zu, und als das Werk vollendet war, als man zu Pferde stieg und der Schmied Rottraut von Oer den silbernen Bügel hielt, da löste diese wie von ungefähr eine Rose aus ihrem Gürtel und sprengte dem Vater nach. Der Schmied stand, die rote Rose in den Händen, still und versonnen und blickte den Davonreitenden nach, solange sie zu sehen waren. Dann strich er sich über die Stirn und kehrte in den Flammenschein der Schmiede zurück.

Er konnte das junge, holde Wesen nicht vergessen. Vermessen kam er sich vor, an das Töchterchen des Kommandanten zu Münster und Herrn aus Kackesbeck zu denken. Doch auch Rottraut dachte an den schlanken, blonden Hünen. Sie fühlte sich froh und leicht und sang und jubelte den ganzen Tag. Doch wenn ihre Gedanken in die Zukunft gingen, wurde sie ernst und still, denn der Vater war stolz — und Christoph nur ein Schmied!

Da geschah etwas Unerwartetes.

Eines Sonntags kehrte der Vater aus Lüdinghausen zurück, wo er zur Kirche gewesen. Er war bleich und zwang ein Lächeln auf seine fahlen Lippen, als er zu Frau und Tochter trat.

„Sieh", sagte er lächelnd zu seiner Eheliebsten, „da kommt dein Getreuer mit einem schönen Halsband."

Die beiden Frauen schauten verwundert auf, Lambert von Oer trug ein eisernes Band um den Hals.

„Der dreimal verfluchte Gotthart von Haren, dieser verwünschte Bursche, lauerte mir auf. Er sprang aus dem Hinterhalt hervor und warf mir dies vermaledeite Ding um den Hals. Das ist die Rache für die Ausweisung aus Münster und seine Entlarvung als Falschspieler. Ich habe ihm das Handwerk gelegt, haha."

Oer versuchte zu scherzen, er zog an dem Halsband, doch seine Stacheln, die inwendig saßen, gruben sich tiefer und tiefer in seinen Hals.

Entsetzt erhoben sich die Frauen. Sie suchten verzweifelt nach einem Schloß, einer Fuge. Nichts war zu sehen.

„Reite sogleich nach Münster! Ein Schlosser muß den Ring öffnen", rief die Frau angsterfüllt.

Lambert von Oer fühlte mit Entsetzen, daß der Ring immer enger wurde, je mehr man an ihm zog. Er ließ sein Pferd satteln, und Rottraut begleitete ihn mit kreideweißem Gesicht nach der Stadt. Es ging von Schlosser zu Schlosser. Doch jeder schüttelte den Kopf. So ein Halsband hatte noch niemand gesehen. Nirgends war der Verschluß zu entdecken, nirgends ein Anhalt, wie der Ring zu öffnen war. Oer trat der Schweiß auf die Stirn, der Atem wurde ihm knapp, er konnte den Kopf kaum mehr bewegen, seine schreckerfüllten Augen traten weit heraus.

Mit bebenden Knien stand Rottraut dabei. Ihr Herz hämmerte. Tränen wollten kommen. Sie hielt sie mutig und mit letzter Kraft zurück.

Da zuckte ein Gedanke durch ihr Hirn, hell und befreiend, Christoph, der Schmied. „Ein Schmied muß es versuchen, ein Schmied, und ich weiß einen, der es tun wird, der es vollbringen kann", rief sie voller Hoffnung.

„Es ist Schlosserarbeit", erklärte der Mann heiser, doch er ritt mit der Tochter, Verzweiflung lähmte ihn fast. Christoph der Schmied erbleichte, als er das schreckentstellte Gesicht des Mädchens sah, den Mann, dem das Entsetzen durch die verfallenen Züge raste.

„Ich will es versuchen", sagte er fest und blickte das Mädchen an. „Doch ich kann es nur auf dem Amboß. Vertraut euch mir an, Herr Kommandant!"

Ein Röcheln war die Antwort. Oer wankte in die Schmiede. Er legte den Kopf auf den Amboß. Der Schmied ergriff den schweren Hammer, und Rottraut schloß zitternd die Augen. Der Schlag sauste nieder, ein zweiter — ein dritter, dann ein Klirren, ein erlöstes Aufstöhnen: Der Ring war gesprengt.

„Wie soll ich euch danken?" stammelte Lambert von Oer und wischte sich den Schweiß der Todesangst von der Stirn.

Der Schmied sah unsicher zu Rottraut hinüber.

„Was dir am meisten wert ist, mußt du ihm geben, Vater, also deine Tochter. Er ist nur ein Schmied, aber ein unerschrockener Mensch und ein ganzer Mann."

Da warf Christoph den Hammer dröhnend zur Seite und ergriff die Hände des jungen Mädchens.

Lambert von Oer schaute erstaunt von einem zum anderen. „Es sei!" sagte er dann nach kurzer Überlegung. „Ein Mann wie Ihr kann hohen Lohn verlangen."

Aus Christoph wurde ein bekannter Waffenschmied, der nicht nur Klingen zu schmieden, sondern sie auch zu führen verstand.

Das Halsband aber, ein Werk Nürnberger Schlosserkunst, ein raffiniert erdachtes Marterinstrument, vererbte sich in der Familie von Geschlecht zu Geschlecht, und mit ihm lebt heute noch die Geschichte von der schönen Rottraut von Oer und ihrem Schmied, die sich im 16. Jahrhundert zutrug.

✱ Lustige Rundschau ✱

*** Aufopfernd.** Kunde (zum Drogisten): „Sie machen ja eine gewaltige Reklame für Ihre Pomade und behaupten, daß sie neues Haar auf dem kahlen Kopfe hervorbringt. Warum sind Sie denn selbst so kahl?"

Drogist: „Um den Leuten die traurigen Folgen zu veranschaulichen, wenn sie das Mittel nicht gebrauchen."

*

*** Gut gesagt.** In einer Gesellschaft, bei der Lessing zugegen war, legte ein Herr sich mit beiden Ellbogen auf den Tisch. Der Dichter bemerkte das und meinte zu dem Betreffenden: „Sie sind gewiß ein herrlicher Gesellschafter!" — „Warum?" — „Weil Sie gut aufgelegt sind!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.